

Verloren — Gefunden.

Von Leo Sonntag.

(Nachdruck verboten.)

„Nicht wahr, Alfred, du gehst mit, heute Abend?“ fragte meine Schwester Charlotte. Sie war mir an die Haustüre gefolgt, wo ich einen Augenblick stehen blieb, um meine Handschuhe anzuziehen.

„Mit, wohin, Lottie?“
„Aber Alfred, wie häßlich! Jetzt kufft du, als müßtest du von nichts; wir sind doch heute Abend zu Ridders eingeladen!“

„Dieses Kind, verschone mich, du weißt, wie unsympathisch mir die Mädchen sind!“
„Aber sie haben eben eine reizende Cousture zum Besuch, und ich bin fest überzeugt, Paula Forster wird dir außerordentlich gut gefallen.“

„Schwesterlein, du weißt, ich bin ein unverbesserlicher Junggeselle, es lohnt sich also nicht der Mühe, zu Ridders zu gehen, um Fräulein Forster zu sehen, selbst wenn sie ein vollendeter Engel wäre!“

„Aber dann kann ich auch nicht gehen!“
„Ach so, das ist die Geschichte! Du brauchst einen Kavalier! Nun, beruhige dich, Lottie, ich werde dich begleiten.“

„O du lieber, guter Alfred,“ rief sie und küßte mich. „Schon gut, ich muß jetzt fort!“ Und ich eilte durch den Garten auf die Straße.

Trotzdem wir ziemlich weit von der Stadt und namentlich von meinem Geschäftslokal wohnen, lege ich den Weg dorthin gewöhnlich zu Fuß zurück. Ich hatte jedoch kaum den Garten verlassen, als es anfangs, heftig zu regnen. Ich warf einen fragenden Blick gen Himmel: alles grau! Mein Regenschirm stand im Geschäft und mein neuer Strohhut kam heute zum ersten Male an die Luft. Was tun?

Die zur Antwort auf diese Frage bog eben ein Trambahnwagen um die Ecke, den ich mich rasch entschloß, zu benutzen. Gedacht, getan: ein Sprung und ich stand auf der Plattform. Doch auch hier machte ich der Regen unangenehm bemerkbar, und ich trat in das Innere des Wagens, wo noch ein Platz an der Türe frei war.

Ich griff in die Tasche, um das Geld bereitzuhalten, sobald der Kondukteur käme; da entdeckte ich zu meinem Entsetzen, daß ich meine Börse zu Hause gelassen. Meine peinliche Verlegenheit kann sich wohl jeder vorstellen; ratlos sah ich mich um, ob ich nicht ein bekanntes Gesicht entdecken könnte, doch umsonst. Die einzigen Insassen des Gefährtes waren mehrere Landfrauen mit Körben, eine Amme mit einem Baby und eine junge Dame, die einen dichten Schleier vor das Gesicht gezogen hatte. Von diesen konnte ich doch keine anprechen. Es blieb mir also nichts übrig, als wieder auszufsteigen, und ich war im Begriff, dies zu tun, als die junge Dame den eben eintretenden Kondukteur das Zeichen zum Stillhalten gab und sich erhob. Ich blieb noch einen Augenblick sitzen, um sie vorbeizulassen; da, als sie an mir vorbeistrafte, legte sie leise die Hand auf die meine, und ich fühlte deutlich, wie etwas Hartes zwischen meine Finger glitt. Erkant blickte ich hin und bemerkte eine kleine Silbermünze. Ich sprang auf; aber schon hatte sich der Wagen wieder in Bewegung gesetzt, und ich sah nur noch die schlankte Figur des Mädchens in einer Seitenstraße verschwinden.

Sie mußte meine Verlegenheit beobachtet haben und in der Güte ihres Herzens wollte sie mir helfen. So wie es gemeint war, nahm ich es auch auf. Voll Dankbarkeit bezahlte ich den Kondukteur und als ich das Kleingeld, das er mir zurückgab, in die Tasche stecken wollte, fiel etwas zu Boden, das ich bis jetzt noch nicht bemerkt hatte. Ich bückte mich danach; es war ein kleiner brauner Glacehandschuh. Er mußte meiner Reiterin entfallen sein; vielleicht stand ein Name darin oder sonst ein Zeichen, das mich auf ihre Spur führen konnte. Das mußte ich untersuchen; doch nicht hier. Leise ließ ich den Handschuh in meine Tasche gleiten und zog ihn

erst auf meinem Bureau wieder heraus. Doch meine Hoffnung hatte mich betrogen, ich fand nicht das geringste, das mich meinen schönen Schützengel hätte entdecken lassen können; denn schön mußte sie ja sein, das stand bereits bei mir fest.

„Zur nichts, ich werde ihn behalten,“ dachte ich, „vielleicht begegnet mir das Mädchen doch noch einmal und dann laufe ich ihr ein Paar neue. Hätte ich nur ihr Gesicht gesehen!“

Meine Aufmerksamkeit war an diesem Tage nur sehr wenig bei meinen Büchern; wohin ich blickte, tauchte die schlankte Gestalt des jungen Mädchens vor mir auf, und obgleich ich weder ihr Gesicht gesehen, noch ihre Stimme gehört, so fühlte ich dennoch alle Anzeichen heftigen Verliebtheits.

Am Abend mußte ich meine Schwester zu der Gesellschaft bei Ridders begleiten. Die Zimmer waren dicht voll Menschen und die beiden Töchter häßlicher als je. Kaum waren wir eingetreten, so kam Anna Ridder mit einer schlanken, blonden jungen Dame auf mich zu, die sie mir als Fräulein Forster vorstellte.

Ich verneigte mich natürlich sehr höflich; doch kam es mir vor, als ob die junge Dame erröte. Ich konnte mir nicht denken warum. War sie sehr schüchtern, oder hatten die Ridders sie auf mich als gute Partie aufmerksam gemacht? Es sah ihnen ähnlich; doch das Mädchen gefiel mir, hauptsächlich wahrscheinlich, weil sie in der Figur einige Ähnlichkeit mit meinem Schützengel von heute morgen hatte. Ich fühlte mich unwillkürlich zu ihr hingezogen; doch sie blieb sehr scheu, was mich um so mehr faszinierte, als sie im Umgang mit andern sehr heiter, ja manchmal fast ausgelassen war.

„Wie hat sie dir gefallen?“ fragte Charlotte beim Nachhausefahren.

„Wer?“

„Nun, Fräulein Forster natürlich.“

„O, recht gut,“ erwiderte ich laut, während ich im Stillen dachte: „Hätte ich sie früher gesehen, so hätte ich mich vielleicht mehr für sie interessieren können, doch jetzt erfüllt mich nur noch der Gedanke an die reizende Besitzerin des kleinen braunen Handschuhs. Wenn ich mich je verliebe, so kann nur sie der Gegenstand meiner Neigung sein.“

Nun, was ich versäumte, tat meine Schwester gründlich. Sie verließ sich in Fräulein Forster bis über die Ohren und bald waren die beiden unzertrennlich. Entweder Charlotte war bei ihr, oder Fräulein Forster bei uns, und ich muß gestehen, es war mir nicht unangenehm, wenn ich abends vom Bureau nach Hause kam und sie da vorfand.

Ich suchte mich zwar zu überreden, daß sie mir gleichgültig sei; doch wenn ich wußte, daß sie bei meiner Schwester war, hatte ich im Geschäft immer sehr wenig zu tun, so daß ich früher nach Hause kam als gewöhnlich, und wenn die Mädchen Spaziergänge machten, wußte ich es stets so einzurichten, daß meine Zeit mir erlaubte, sie zu begleiten.

Eines Morgens kam Paula mit der Bitte zu meiner Schwester, ihr bei einigen Einkäufen behilflich zu sein; Charlotte aber überredete sie, zum Mittagessen zuzubleiben, und erst dann zu gehen, so daß ich das Vergnügen hatte, sie zu treffen, als ich um zwölf Uhr kam.

Nach Tisch machten sich die beiden Mädchen zum Ausgehen bereit. Fräulein Forster trug ein hübsches Kostüm aus weichem braunen Wollstoff und einen passenden Strohhut. Während zog sie ein Paar schwarze Handschuhe an und sagte zu Charlotte:

„Sieh nur, Lottie, wie hübsch die passen! Ich hatte ein Paar braune zu diesem Anzug und habe neulich den einen verloren. Heute will ich mir aber ein Paar neue kaufen!“

Ich horchte hoch auf, Charlotte ging gerade aus dem Zimmer, um etwas zu holen, und rasch entschlossen trat ich auf Fräulein Forster zu:

„Wissen Sie, wo Sie Ihren Handschuh verloren haben, Fräulein?“ fragte ich.

„Nein,“ versetzte sie ganz unbefangen. „Ich hatte den einen ausgezogen, weil ich Geld aus meiner Börse

nehmen wollte, und vermisste ihn erst, als ich nach Hause kam. Warum fragen Sie, Herr Solban?“

„War es an einem regnerischen Morgen?“ fuhr ich fort, ohne auf ihre Frage zu achten.

„Ja,“ war die Antwort, und eine glühende Röte bedeckte plötzlich das ganze Gesichtchen.

„Nun, dann will ich Ihnen sagen, warum ich gefragt,“ sagte ich, indem ich mich zu ihr niederbeugte. „Es sind ungefähr vierzehn Tage her, da fand ich in einem Trambahnwagen einen kleinen braunen Damenhandschuh; sollte das der Ihre sein?“

Paula errödete noch tiefer als vorher.

„War es der Ihre, Paula? Waren Sie der Engel, der mich aus der peinlichsten Verlegenheit erlöste?“

„Ja? Und darf ich heute Abend zu Ihrer Tante kommen und Ihnen den verlorenen Handschuh zurückbringen?“

„Ja,“ entgegnete sie leise, und da in demselben Augenblicke Charlotte in das Zimmer trat, so sprach ich kein Wort weiter.

Am Abend aber machte ich einen Besuch bei Ridders; anstatt jedoch, wie gewöhnlich, nach den Damen zu fragen, fragte ich heute nur nach Fräulein Forster.

Sie kam sogleich in den Salon, und wir unterhielten uns zuerst über gleichgültige Dinge; trotzdem war sie verlegen und beantwortete meine Fragen sehr zerstreut. Als die Unterhaltung so gar nicht in Fluß kommen wollte, zog ich den Handschuh aus meiner Tasche, reichte ihr denselben und fragte:

„Ist das der Ihre, Fräulein Forster?“

„Ja; aber ich begreife immer noch nicht, wo Sie ihn gefunden haben.“

„Das will ich Ihnen sagen. Er fiel mir in den Schoß, als Sie mit der zartesten Aufmerksamkeit erwiesen, die mir je widerfahren.“

„Ich verstehe Sie, ich hatte keine Ahnung, wer Sie seien; ich sah nur, daß Sie ein Gentleman waren, — und ich bedauerte Sie, — und ehe ich recht überlegt hatte, was ich tat, war es geschehen! Was mögen Sie gedacht haben?“

„Ich war Ihnen von Herzen dankbar, Paula, und habe mir die größte Mühe gegeben, meine Reiterin ausfindig zu machen, doch umsonst; denn ich hatte ja Ihr Gesicht nicht gesehen.“

„Ich erkannte Sie sofort wieder, Herr Solban, als Sie mir den Abend vorgestellt wurden, und geriet in die grenzenloseste Verlegenheit. Sie hatten mich gewiß für sehr aufdringlich gehalten!“

„Aufdringlich! Paula, sagte ich Ihnen nicht, daß ich Ihre zarte Aufmerksamkeit verstand? Und ich will noch etwas hinzufügen. Ich, der erklärte Junggeselle, verlor an jenem Morgen mein Herz an die Unbekannte. Doch es wäre wohl noch zu retten gewesen, wenn ich keine Spur von ihr gefunden. Jetzt aber, da ich erfahren, daß die Reiterin im Trambahnwagen und das liebe Mädchen, das ich seit vierzehn Tagen kenne, eine und dieselbe Person sind, jetzt ist es unwiederbringlich verloren; es müßte denn sein, Sie wollten es mir zurückgeben. Wie ist es, Paula? Ihren Handschuh habe ich Ihnen wiedergegeben, was werden Sie mit meinem Eigentum anfangen? Werden Sie es behalten?“

Paula lächelte errötend, dann sagte sie leise: „Wenn es Ihnen einerlei ist, möchte ich es behalten.“

„Einerlei!“ rief ich und zog das Mädchen an mich, „nein, Paula, einerlei ist es mir nicht, ganz gewiß nicht; denn ich will es nicht wiederhaben. Aber das Deine mußt du mir dagegen geben, willst du, Liebchen?“

Das Paula darauf antwortete, will ich nicht verraten; nur soviel will ich noch erzählen, daß Charlotte über die vertrauliche Mitteilung, die ich ihr beim Nachhausekommen machte, entzückt war und daß wenige Tage später unsere Bekanntschaft durch hübsche Karten übertrug, wurden, auf denen zu lesen stand:

Paula Forster

Alfred Solban

Verlobte.

Die Geschichte von dem kleinen braunen Handschuh aber haben wir niemanden verraten, nicht einmal meiner Schwester.

Total-Ausverkauf

wegen Aufgabe des Geschäfts.

Selten günstige Gelegenheit für Weihnachts-Einkäufe.

Das Lager muss in ganz kurzer Zeit geräumt sein und werden deshalb sämtliche Waren zu jedem nur annehmbarem Preise abgegeben.

Schulstiefel.

Wetterfestes Wachsleder	23/24	2.50
	25/26	2.75
	27/28	2.90
Schnür- oder Knopfstiefel	29/30	3.20
mit oder ohne Nagel	31/33	3.45
	34/35	3.70
Echt Boxcalf-Schnür- und Knopfstiefel	von	3.90 an
Ein grosser Posten Tanzschuhe, ganz besonders billig, schon von		1.25 an
Damen weisse Glacé-Schnürstiefel, Wiener Fabrikat, jedes Paar		7.50

Damen-Stiefel.

Melfon-Pantoffel mit Ledersohle u. Absatz	1.95
Leder-Hausschuhe, warm. Futter, Leder- sohle, Lederabsatz	2.50
Filz-Schnallstiefel mit Ledersohle	2.50
Filz-Schnürstiefel, Lederbesatz, Leder- sohle und Absatz	2.95
Echt Chevr.-Stiefel	4.50
imit. Chevr.-Schnallstiefel	4.90
Wetterfeste Strassenstiefel, schöne Formen	4.90
Echt Boxcalf-Schnürstiefel	6.50
Feinste Damen-Schnür- u. Knopfstiefel	
Goodyear-Welt	10.50

Herren-Stiefel.

Hausschuhe	1.15
Filz-Kontor-Stiefel	3.75
Zugstiefel, sehr solide	3.90
Hakenstiefel, wetterfest	4.20
Echte Chevreaux-Hakenstiefel	8.90
Prima Boxcalf-Stiefel	9.50
Gummischuhe, beste Qualität.	
Mädchen	von 1.50 an
Damen	2.20
Herren	3.20

Schuhwarenhaus „UNION“

Inhaber: Richard Zeller.

Wiesbaden, Langgasse 33, Ecke Goldgasse.

3. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 287.

Sonntag, den 8. Dezember 1907.

22. Jahrgang.

Berliner Brief.

Von H. Silbins.

Kochbuch verboten.

Wenig Weihnachtsliches. — Kein Geld. — Stimmung und Mißstimmung im Reichstage. — Geld- und andere Krisis. — Reichstags-Zerger. — Der Prägelnabe. — Koch und Wendelssohn. — Blockadewirtschaften. — Gasse und der Kriegsmünster. — Tunnel-Phantasten. — Berliner Omnibus und Automobil.

Nur zögernd kommt im öffentlichen Leben Berlins die Weihnachtsstimmung zum Ausdruck; gewöhnlich ist ja der Abend so vom Dunkelwerden an am geeignetsten, Beobachtungen zu machen, ob diese alljährlich wiederkehrende Weihnachtsstimmung vorhanden und in welcher Höhe vorhanden ist. Aber wie gesagt, diesmal ist von ihr in der ersten Dezember-Woche nichts vorhanden, oder nur wenig im Vergleich zu dem Verkehr, zu dem Umsatz, der jetzt gewöhnlich schon erzielt wird, oder jetzt schon erzielt werden muß. Ich beobachte es seit einigen Tagen beim Dunkelwerden, der Weg führt mich in die belebtesten Straßen, aber überall nur zögernder, zaudernder Verkehr in den Geschäften. „Wir haben noch kein Geld!“ ist der Refrain. Im Reichstag haben ja gar hohe Herren tröstende Worte gesprochen, es werde besser werden; der Herr Reichskanzler hat es gesagt, der Herr Finanzminister hat es gesagt, und der „innere Minister“ hat es auch gesagt. Gewöhnlich soll man, wenn drei etwas sagen, das Gesehene glauben; denn es heißt im Volksmunde, „wenn drei sagen, du bist betrunken, so mußt du dich schlafen legen.“ Und drei so kompetente Leute, wie die Genannten! Wir sollen den Höhepunkt der Krisis bereits überschritten haben! Das Publikum glaubt es noch nicht, denn in das Mittelstadium, auf welches es doch in erster Reihe ankam, sind die neuen Geldströme noch nicht geflossen. Dieses Mittelstadium ist mit dem herrschenden Zustand sehr unzufrieden, und es ist merkwürdig, wie schnell es einen sogenannten Prägelnaben findet. Ich wäre nicht darauf gekommen. Der Reichsbank-Präsident soll an allem schuld sein; er hält das Geld zurück, er hält es eingesperrt in dem riesengroßen Reichsbankgeldschrank, er verteuert das Geld usw. „Aha“, sagten auch alle die an solche Dinge Glaubenden, „haben wir nicht recht? Wenn der Herr Reichsbank-Präsident v. Koch nichts ausgefressen hätte, würde er doch nicht plötzlich abgehen wollen!“ Natürlich hat die Lust des Herrn Reichsbankpräsidenten, sein schweres Amt aufzugeben, gar nichts mit der Geldkrise zu tun. Nach sein schon fürwiegend genannter Nachfolger, dessen Namen man ethymologisch zu ergründen sucht, der Geheimkommerzienrat Wendelssohn-Bartholdy, wird das Geld nicht billiger machen können, wenn die Verhältnisse ihn zwingen, den Reichsbankdiskont auf 7½ pSt. zu halten.

Aber Herr Wendelssohn-Bartholdy denkt nicht an die Reichsbank-Präsidentenstelle, er will seine Ruhe haben. Das möchte mancher, der im öffentlichen Leben steht. Am meisten freut sich vielleicht jetzt der Reichskanzler selbst danach. Das mit dem Reichskanzler ist in Berlin übrigens die zweite große Krisis. Plötzlich über Nacht ist sie gekommen, und sollte sie auch, bis diese Zeiten erscheinen wieder behoben sein, äußerlich meine ich — jachlich ist sie sicher nicht behoben. „Ich mach' nicht mehr mit“, hat der Herr Reichskanzler gesagt, als der Bloß zu spielen drohte und als beim ersten Anlauf es sich darsat, daß die Bloßpolitikhoffnungen sich so gar nicht erfüllen wollten. Seit jenem Tage spricht man davon, daß der Reichskanzler bestimmt gehen wolle. Vom Kriegsminister hat man die gleiche Absicht noch nicht gehört, trotzdem er sich doch auch schwer geärgert hat. Die verteilte „Affäre“ mit dem noch verteilten Paragrafen wird gerührt und gerührt, und kann nicht zur Ruhe kommen. Der Kriegsminister hat, zwar schon am ersten Tage, als er zur Erklärung und Rechtfertigung gewisser Dinge das Wort ergriß, mit großer oratorischer Kraft gesagt, daß man bei uns zu Lande beim Militär solche Schmutzereien nicht duldet, aber der Herr Geheimrat Paasche war, wie man weiß, mit diesen Worten nicht recht zufrieden, und so kam es zu einem zweiten Redestrauch, bei dem der Kriegsminister noch deutlicher wurde. Man soll ihm glauben, verlangt der Kriegsminister von — Einem. Ich muß gestehen, nichts war leichter als dieses Wortspiel; für mich wenigstens. Schwerer — unendlich schwerer wird es sein, den Opernplatz-Tunnel durchzubrüden. Ich meine: bei all' den Inflationen durchzubrüden. Dieses Durchbrüden wird sogar noch viel schwerer sein, als das Durchbrechen des Tunnels. Wir leben jetzt in einer sehr tunnelreichen Zeit. Die Verkehrs-Gesellschaften planen in dieser Beziehung die ungeheuerlichsten Dinge. Vido Opernhaus-Tunnel. Nebenbei möchte ich bemerken, ob nicht vor allem notwendig wäre, endlich an die Umgestaltung der Lindenbrücke zu denken; denn hier kann man, obwohl es sich um die in aller Welt bekannte Puppenbrücke handelt, sagen: Scherz beiseite! Die Lindenbrücke ist in ihrem jetzigen Zustande direkt unwürdig. Aber wir haben augenblicklich in Berlin, wie gesagt, keinen Brückenbau-Enthusiasmus, sondern wir haben ein Verkehrsfieber, einen Tunnel-Enthusiasmus. Ueberall spukt der Untergrundgebanke; in Moabit, in Charlottenburg, in Niddorf, in Tegel und so fort. Ich kann es nicht beurteilen, ob es notwendig ist, ganz Berlin zu untertunneln, ich kann aber allen, die es noch nicht wissen, erzählen, daß es im Tunnel unter dem Leipziger Platz ganz famos aussieht. Wenn alle weiteren Tunnel so hübsch werden, wird es in Berlin „Unter der Erde“ viel hübscher sein, als auf den Straßen. Die Berliner

Behörden haben mit all den Projekten, am meisten also mit den Verkehrsprojekten, sehr viel zu tun. Straßenbahn, Automobil, Hochbahn, Omnibus — das wirbelt alles so durcheinander. Die ich schon erwähnte, hat der Omnibus in letzter Zeit seiner Gesellschaft, dem Polizeipräsidenten und auch dem Berliner Magistrat mancherlei zu schaffen gemacht. 5 Pfennig-Tarif oder nicht, oder 6 Pf. oder 7 Pf. — auch 7½ Pf., das alles wirbelt bezüglich des Omnibus immerfort noch durcheinander. Die Berliner Omnibus-Gesellschaft kann augenblicklich nicht leben und nicht sterben. Mit den 5 Pfennigen geht's nicht mehr, und Polizei und Magistrat sind ein bißchen zurückhaltend, ehe sie sich zu anderen Bedingungen kraft ihres Aufsichtsrechtes bequemen. Lachend sehen die „Leute vom Automobil“ auf diesen Berliner Omnibus-Kampf; sie lachen um so mehr, als sie soeben wieder eine glänzende, prunkvolle Ausstellung in den Ausstellungshallen des Zoologischen Gartens eröffnet haben. Es wird von dieser Ausstellung, die sich für den Laien durch ihre gewaltige Neugierlichkeit hervor-tut, sehr viel Lobenswerthes in sachlicher Hinsicht erzählt. Diese Ausstellung soll nämlich den Automobilgebanken demjenigen Sterblichen näherbringen, der nicht mit den 20 000 Markern so gesegnet ist, daß er sie ohne weiteres für einen „Schnausler“ ausgeben kann. Es sollen dabei sehr hübsche Automobile für den Kaufmann, für den Arzt, für den Anwalt, und selbst für den kleinen Mann vorhanden sein, deren Anschaffungswert erschwingbar ist. Es scheint also, daß man in Automobil-Zachereien durch diese zweite große Berliner Ausstellung ernsthaft daran gegangen ist, Berlin nach und nach total zu automobilisieren. Armer Berliner Omnibus, wozu kämpfst du dann überhaupt noch? deine Existenz, wenn wie bald soweit sind, daß Rutter Batern für die vielen Gänge zu Weihnachten 'n kleines Auto auf 'n Weihnachtstisch legen kann! —

An diesem Schild sind die Läden erkennbar.		In denen SINGER Nähmaschinen verkauft werden.
Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges. Wiesbaden, Neugasse 26. 1907		

Ch. Hemmer

Langgasse 34.

3 vorteilhafte Gelegenheitskäufe

nur so lange Vorrat reicht.

Ein Posten weiße Herren-Hemden in tadelloser Ausführung und Sitz

aus bestem Hemdentuch, Wert bis 6 Mark	3 ²⁵
mit prima glattem Einsatz, alle Weiten, jedes Stück	4 ²⁵
mit prima Falten-Einsatz, alle Weiten, jedes Stück	

Ein Posten farbiger Herren-Hemden in gleicher erstklassiger Ausführung

aus prima Waschstoff, alle Weiten, jedes Stück mit	4 ²⁵
1 Paar passenden Manschetten	

Ein Posten Damen-Korsetten neue Frackform aus feinem

solidem grauem Drell mit 24 Uhrfeder-Einlagen und Spitzen garniert, alle Weiten, das Stück nur 1⁹⁵

Batist-Damen-Taschentücher 68 Pf.
mit buntem Rand 1/2 Dtzd.

Feines Batist-Damen-Taschentuch 1⁹⁵
mit buntem Rand u. passend gesticktem Ornament und Buchstaben 1/2 Dtzd.

Rein Leinen Batist-Damen-Taschentuch 1⁸⁵
feine Qualität mit Hohlraum 1/2 Dtzd.

Kleines Feuilleton.

Rund durch die Automobil-Ausstellung. Die Internationale Automobil-Ausstellung in Berlin wurde durch den Prinzen Heinrich als Vertreter des Kaisers eröffnet. Herzog von Ratibor hielt die Eröffnungsrede. Die erste Halle bietet das Bild der großen Firmen Mercedes (die ihren siegreichen Semmering-Wagen ausgestellt hat), Adler A.-G., Fahrzeugfabrik Eisenach und Opel, die dem von Boerns auf den dritten Platz geführten Kaiserwagen einen Platz eingeräumt haben. Die Dekoration dieser Stände ist prächtig. An den Seitengängen befinden sich die Stände von Argus, Protius, Itala und Deutz, die ein vielbewundertes, für den Kaiser bestimmtes elektrisches Luxus-Gespann ausgestellt haben. Etwas weniger prächtig ist der zweite Saal ausgestattet, in dessen Mittelfeld sich die Werke von Siemens-Schuckert, Süddeutsche Automobilfabrik, Firma Horag, Hartopp und Stöwer, die einen Sechszylinderwagen des Kaisers ausstellen, auf beiden Seiten aneinanderrücken. Kleine Wagen, die diesmal in überraschender Zahl vorgeführt sind, verleihen dieser Ausstellung ein besonderes Gepräge. Auf den Galerien haben die Pneumatik-Fabrikanten ihre Stände sowie die Firmen, die die Zubehörtteile liefern.

Die kleinste Uhr der Welt zu besichtigen räumt sich ein reicher Amerikaner in Cincinnati. Das winzige Gebilde der Uhrmacherkunst mißt kaum einen Viertelzoll im Durchmesser, und das Zifferblatt hat etwa die Größe eines Reihnagelkopfes. Das Gehäuse ist aus lauterem Gold gearbeitet. Die winzigen Zeiger ergeben zusammen kaum eine Länge von fünf Vierundzwanzigstel Zoll. Die Ziffern sind arabisch und mühen der Lesbarkeit wegen rot eingraviert worden. Werk und Zeiger sind aus feinstem Stahl in langwieriger mühevoller Arbeit hergestellt worden.

Teures Nachtquartier. (Zwei Bekannte treffen sich zufällig auf der Heimreise von der Hauptstadt, wo sie sich zwei Tage aufgehalten haben.) „Na ich dank' schön — so ein Aufenthalt im Hotel ist wirklich etwas Kosspieliges! Ich war im „Goldenen Hirsch“ nur eine einzige Nacht — es ist aber unerhörte, was ich da Geld gebraucht habe!“ — „Und ich erst!“ — „Wo haben denn Sie übernachtet?“ — „Bei meinem Reffen!“

Ein alter Säuer hat in Dole auf würdige Weise seinem Leben ein Ende gemacht. Aus den Korlen seiner Schnaps- und Weinflaschen formte er sich ein Kreuz. Das stellte er auf seinen Tisch. Er flankierte das Kreuz mit zwei Flaschen. In jeder der Flaschen brannte eine Weizerze. Der lebensmüde Säuer legte sich vor sein Andachtsbildlein. Er mischte sich in eine überflüssige Not eine kräftige Dosis Gift. Den Trank wog er in mutigen Zügen hinunter. Bald ließ er das Haupt auf den Tisch sinken. Seine Haare fingen, entzündet vom Herzenslicht, Feuer. Das Feuer sprang auf seine Kleider über. Der Säuer war zu schwach, sich zu retten. Er verbrannte von innen an dem Gift. Er verlor die von außen durch die wachsende Glut. Er wurde tot und entstellte aufgefunden und als ein schreckliches Beispiel des Sauslasters begraben.

Was Köchinnen vor 200 Jahren bezahlt erhielten, darüber berichtet ein alter Chronist folgendes: Der Preußenkönig Friedrich I. erließ am 12. Februar 1718 eine Gefindeordnung, in der es heißt, daß einer Köchin, die gut kochen und braten kann, 8 bis 12 Taler im Jahre bezahlt werden sollten; „wenn sie aber mit Waschen und Bodwerf zugleich umgehen kann und so gut als ein Koch bestanden, so soll sie 14 bis 18 Taler erhalten. Eine Magd, die zum Nähen, Waschen und zur Hausarbeit gebraucht wird, soll hingegen nur 8 bis 9 Taler haben und ein Kindermädchen 4“. Ferner bestimmte der König, daß man dem Gefinde wohl 1 bis 2 Taler zu Weihnachten oder Neujahr geben dürfe, aber darüber nichts, es besche, worin es wolle und unter was für einem Vorwand es geschehe. Wer sich trotzdem Uebertretungen erlaube, solle für jeden überzähligen Taler Lohn das erste mal 50 Taler, das zweitemal 100 Taler Strafe zahlen und für jeden Groschen Gehalt einen Taler.

„Mit Dank im Voraus“ — eine Beladigung? Gedankenlos wenden wir vielfach die Formeln und Floskeln an, die die Tradition uns überliefert, ja die Höflichkeit vorzuschreiben scheint, und wir prüfen nicht den tieferen Sinn, der wohl hinter solch einer stereotypen Redensart stecken mag und der uns vielleicht plötzlich Perspektiven ganz anderer Art eröffnet, als wir geahnt hatten. So geht es z. B. mit der vielgebrauchten Redewendung „Mit Dank im Voraus“, deren man sich in Briefen und auch im Gespräch so gern bedient und bei der man sich wahrlich nichts Arges denkt. Die wahre Bedeutung dieser Floskel will nun der Sprachforscher Professor Walter Steat enthüllen haben, der in der „Academy“ alle Freunde dieser Formel gehörig abfängt. Mit Schrecken erfährt derjenige, der seine Briefe immer recht höflich mit „Dank im Voraus“ geschlossen hat, daß er statt einer Lebenswürdigkeit sich eine grobe Ungezogenheit hat zuschulden kommen lassen, denn, meint Steat, „mit Dank im Voraus“ kann doch nichts anderes besagen, als daß der also Angeredete seinen Dank schon gleichsam pränumerando erhalten hat, und so viel Mühe er sich auch geben mag, nachher keinen Dank mehr ernten wird. Auch hält es Steat eines Gentleman's nicht für würdig, durch einen solchen vorherigen Dank den anderen zur Beachtung, zur Erwerbung dieses Dankes zu zwingen und verlangt zum Schluß, diese anreicherliche Redensart „auszutreiben“.

Die geizige Meisterin. Meisterin: „Da ist ein Haar in Deiner Suppe, dummer Junge, nimm es doch heraus!“ Lehrling: „Meisterin, dann ist ja gar nicht mehr drinnen.“

Verständnisvoller Operngenuß. Frau A. besucht mit ihrem Gatten eine Aufführung der „Götterdämmerung“ in der Hofoper; ohne einen Blick auf die Bühne zu werfen, liest sie eifrig im Textbuch, klappt nach dem Schluß des zweiten Aktes das Buch zu, stößt ihren Mann an und sagt: „Komm, Alter, wir gehen, ich bin fertig mit lesen.“

Gefährliche Arbeit. „Seid Ihr denn kurzschichtig, weil Ihr eine Brille auf der Nase habt?“

„O nein, die nehm' i' nur deshalb — damit mir too' Zint'n in b' Augen spriht!“

Unsere Kinder. Warum magst Du denn keinen Lehrer und willst lieber zu einer Lehrerin, Fischen?

„Weil ich keine Lust habe, mich jetzt schon über die Männer zu ärgern!“

Conrad H. Schiffer. Hof-Photograph Taunusstr. 24, Atelier für künstlerische Porträts. Vergrößerungen. 2993

Ich habe neu aufgenommen:
Kinder-Mäntel, Capes,

Jäckchen, Häubchen, aus Lammfell- und Eisbärstoffen, in hervorragend schöner Auswahl und in allen Preislagen. Gleichzeitig empfehle ich gehäkelte u. gestrickte

Kinder-Jäckchen, Röckchen,

Kleidchen, Mützen, Häubchen, Strümpfe, Schuhchen, von einfachster bis feinsten Art.

Grösste Auswahl. Billigste Preise.

L. Schwenck,
Mühlgasse 11 — 13.



und Brillen in jeder Preislage. 785
Genaue Bestimmung der Gläser kostenlos.
C. Hühn, (Inb. G. Krüger), Optiker
Langgasse 8



Puppen.



Schäfchen.



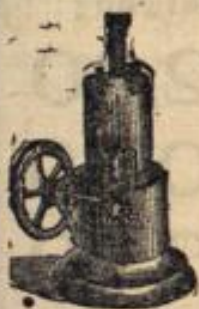
Frachtwagen.



Schlitten.



Humpy Dumpty.



Dampfmaschinen



Damenbretter.



Turngeräte.



Puppenwagen.

Besonders billiges Angebot für den 2. Weihnachts-Sonntag.

Werkzeugkasten beste Serie zu 3.—, 2.— 1.— Pfg.	50	Gesellschaftsspiele viele Neuheiten zu 1.50, 1.00 Pfg.	50	Damenbretter mit Mühle und Paff, lithogr. Pfg.	50
Eureka- und Ideal-Gewehr mit Gummipfeil und Scheibe	1.00	Soldaten-Uniform Helm, Latz, Säbel, Flinte Aufschläge	3.00	Casperl-Theater mit Figuren und Text	3.00
Puppenküche mit Kochherd und schöner Einrichtung	3.00	Puppenbett garniert mit Himmel, Matratze, Decken, Kissen	4.75	Puppen-Möbel im Karton, Vertiko, Tisch, Trumeaux, Spiegel, Stühle	1.50
Kaufladen mit Schaufenster, fein lackiert	2.25	Pferdestall mit Heuboden, Pferden, Kutscher und Wagen	3.00	Ritterburg mit Fallbrücken, Türmen und Häusern	3.00
Eisenbahnen auf Schienen, 2.—, 1.— Pfg.	50	D-Zug-Eisenbahn auf Schienen 6.—, 4.75 4.— Mk.	3.00	Eisenb.-Baukasten schönster Holzbaukasten	3.00
Baukasten große Hartholzkiste in 2 Lagen	60	Kinder-Nähmasch. tadellos funktionierend	2.65	Zauberkasten 11 Teile mit Beschreibung im Karton	1.25

Kaufhaus Führer, Kirchgasse 48.



Nr. 287.

Samstag, den 8. Dezember 1907.

22. Jahrgang.

Späte Rache,

von Conan Doyle. Original-Übersetzung der weltberühmten Sherlock Holmes-Geschichten.

(Nachdruck verboten.)

Späte Rache (Sherlock Holmes).

Einzige berechnete Übersetzung der weltberühmten
Detektiv-Romane von Conan Doyle.

Das Werk verdankt seinen Titel dem Helden dieser Detektivgeschichten: Sherlock Holmes, dem wissenschaftlich gebildeten Londoner Privatdetektiv, von allen berühmten Detektivfiguren die berühmteste. Er hat Gryce, den Helden der Green'schen Romane, und Leecoq, den Helden der Gaboriauschen Romane, in den Schatten gestellt. In Sherlock Holmes feiert das naturwissenschaftlich denkende Detektivgenie seine überraschenden Erfolge und Triumphe.

Die Berühmtheit des Sherlock Holmes zeitigte auf dem Büchermarkt eine Anzahl Nachahmungen seiner Detektiv-Abenteuer, die auf mehr oder weniger unerlaubte Weise, teilweise sogar mit dem Titel: „Abenteuer des Detektivs Sherlock Holmes“ in den Handel gebracht werden. Trotz der ausgeprägten Prozesse ist eine öffentliche Warnung vor solchen, lediglich auf Täuschung des Publikums berechneten, höchst zweifelhaften, minderwertigen Nachahmungen hier sehr am Platze.

Erstes Kapitel.

Sherlock Holmes.

Im Jahre 1878 hatte ich mein Doktorexamen an der Londoner Universität bestanden und in Kelley den für Militärärzte vorgeschriebenen medizinischen Kursus durchgemacht. Bald darauf ward ich dem fünften Füsilierregiment Northumberland zugeteilt, welches damals in Indien stand. Bevor ich jedoch an den Ort meiner Bestimmung gelangte, brach der zweite afghanische Krieg aus, und bei meiner Landung in Bombay erfuhr ich, mein Regiment sei bereits durch die Gebirgspässe marschiert und weit in das Feindesland vorgebrungen. In Gesellschaft mehrerer Offiziere, die sich in gleicher Lage befanden, folgte ich meinem Korps, erreichte dasselbe glücklich in Kandahar und trat in meine neue Stellung ein.

Der Feldzug, in welchem andere Ehre und Auszeichnungen fanden, brachte mir indessen nur Unglück und Mißerfolg. Gleich in der ersten Schlacht zerschmetterte mir eine Kugel das Schulterblatt und ich wäre sicherlich den grausamen Ghazia in die Hände gefallen, hätte mich nicht Murray, mein treuer Bursche, rasch auf ein Packpferd geworfen und mit eigener Lebensgefahr mit sich geführt, bis wir die britische Schlachtlinie erreichten.

Lange lag ich krank und erst, nachdem ich mit einer großen Anzahl verwundeter Offiziere in das Hospital von Peshawar geschafft worden war, erholte ich mich allmählich von den ausgestandenen Leiden; ich war bereits wieder so weit, daß ich in den Krankensälen umhergehen und auf der Veranda frische Luft schöpfen durfte. Da befiel mich unglücklicherweise ein Entzündungsieber und zwar mit solcher Heftigkeit, daß man monate-

lang an meinem Wiederaufkommen zweifelte. Als endlich die Macht der Krankheit gebrochen war und mein Bewußtsein zurückkehrte, befand ich mich in solchem Zustand der Kraftlosigkeit, daß die Ärzte beschlossen, mich ohne Zeitverlust wieder nach England zu schicken. Einen Monat später landete ich mit dem Truppschiff „Drontes“ in Portsmouth; meine Gesundheit war völlig zerrüttet, doch erlaubte mir eine fürsorgliche Regierung, während der nächsten neun Monate den Versuch zu machen, sie wieder herzustellen.

Verwandte besaß ich in England nicht; ich beschloß daher, mich in einem Privathotel einzuquartieren. Mein tägliches Einkommen belief sich auf elf und einen halben Schilling und da ich zuerst nicht sehr hausälterisch damit umging, machten mir meine Finanzen bald große Sorge. Ich sah ein, daß ich mich entweder irgend wohin aufs Land zurückziehen oder meine Lebensweise in der Hauptstadt völlig ändern müsse.

Da ich letzteres vorzog, sah ich mich genötigt, das Hotel zu verlassen und mir eine anspruchslosere und weniger kostspielige Wohnung zu suchen.

Während ich noch hiermit beschäftigt war, begegnete ich eines Tages auf der Straße einem mir bekannten Gesicht, ein höchst erfreulicher Anblick für einen einsamen Menschen wie mich in der Riesenstadt London. Ich hatte mit dem jungen Stamford während meiner Studienzeit verkehrt, ohne daß wir einander besonders nahe getreten waren, jetzt aber begrüßte ich ihn mit Entzücken, und auch er schien sich über das Wiedersehen zu freuen. Bald saßen wir in einer nahen Restauration zusammen bei einem Glase Wein und tauschten unsere Erlebnisse aus.

„Was in aller Welt ist denn mit dir geschehen, Watson?“ fragte Stamford verwundert, „du siehst braun aus wie eine Kuh und bist so dürr wie eine Wollenslange.“

Ich gab ihm einen kurzen Bericht meiner Abenteuer und er hörte mir teilnehmend zu.

„Armer Kerl,“ sagte er mitleidig, „und was gedenkst du jetzt zu tun?“

„Ich bin auf der Wohnungssuche,“ versetzte ich; „es gilt die Frage zu lösen, ob ich mir um billigen Preis ein, behagliches Quartier verschaffen kann.“

„Wie sonderbar,“ rief Stamford; „du bist der zweite Mensch, der heute gegen mich diese Aeußerung tut.“

„Und wer war der erste?“

„Ein Bekannter von mir, der in dem chemischen Laboratorium des Hospitals arbeitet. Er klagte mir diesen Morgen sein Leid, daß er niemand finden könne, um mit ihm gemeinsam ein sehr preiswürdiges, hübsches Quartier zu mieten, das für seinen Bedarf allein zu kostspielig sei.“

„Meiner Tren,“ rief ich, „wenn er Lust hat, die Kosten der Wohnung zu teilen, so bin ich der Mann. Ich würde weit lieber mit einem Gefährten zusammenziehen, statt ganz allein zu hausen.“

Stamford sah mich über sein Weinglas hinweg mit bedeutenden Mienen an. „Wer weiß, ob du Sherlock Holmes zum Stubbengessen wählen würdest, wenn du ihn kennstest“, sagte er. „Ist denn irgend etwas Besonderes an ihm anzusehen?“ „Das will ich nicht behaupten. Er hat in mancher Hinsicht eigentümliche Anschauungen und schwärmt für die Wissenschaft. Im übrigen ist er ein höchst anständiger Mensch, soviel ich weiß.“

„Ein Mediziner vermutlich?“

„Nein — ich habe keine Ahnung, was er eigentlich treibt. In der Anatomie ist er gut bewandert und ein vorzüglicher Chemiker. Aber meines Wissens hat er nie regelrecht Medizin studiert. Er ist überhaupt ziemlich überspannt und unmethodisch in seinen Studien, doch besitzt er auf verschiedenen Gebieten eine Menge ungewöhnlicher Kenntnisse, um die ihn mancher Professor beneiden könnte.“

„Hast du ihn denn nie nach seinem Beruf gefragt?“

„Nein — er ist kein Mensch, der sich leicht ausfragen läßt; doch kann er zuweilen sehr mitteilbar sein, wenn ihm gerade danach zu Mute ist.“

„Ich möchte ihn doch kennen lernen“, sagte ich; „ein Mensch, der sich mit Vorliebe in seine Studien vertieft, wäre für mich der angenehmste Gefährte. Bei meinem schwachen Gesundheitszustand kann ich weder Rärm noch Aufregung vertragen. Ich habe beides in Afghanistan so reichlich genossen, daß ich für meine Lebenszeit genug daran habe. Bitte, sage mir, wo ich deinen Freund treffen kann.“

„Vermutlich ist er jetzt noch im Laboratorium. Manchmal läßt er sich dort wochenlang nicht sehen und zu anderen Zeiten bleibt er wieder von früh bis spät bei der Arbeit. Wenn es dir recht ist, suchen wir ihn zusammen auf.“

Ich willigte mit Freuden ein und wir machten uns sogleich auf den Weg nach dem Hospital.

„Du darfst mir aber keine Vorwürfe machen, wenn ihr nicht mit einander auskommt“, sagte Stamford, als wir in die Droschke stiegen; ich möchte dir weder zu- noch abraten.“

„Wenn wir nicht zu einander passen, können wir uns ja leicht wieder trennen. Deine Vorsicht scheint mir fast übertrieben, es muß noch etwas anderes dahinter stehen. Heraus mit der Sprache, was hast du gegen den Menschen einzunenden?“

„Nichts, gar nichts; er ist nur nach meinem Geschmack seiner Wissenschaft allzuweh ergeben. — Das grenzt schon an Gefühllosigkeit. Ich halte es nicht für undenkbar, daß er einem guten Freunde eine Prieze des neuesten vegetabilischen Alkohols eingeben würde — nicht etwa aus Bosheit, nein, aus Forschungstrieb — um die genaue Wirkung zu beobachten. Ebenso gern würde er freilich die Probe an sich selber machen, die Gerechtigkeit muß man ihm widerfahren lassen. Ueberhaupt ist Klarheit seine größte Leidenschaft; aber zu welchem Zwecke er alle seine Studien betreibt, weiß der liebe Himmel.“

Vor dem Hospital angekommen, stiegen wir aus, gingen ein Gäßchen hinunter und traten durch eine Tür in den Nebenschügel des weitläufigen Gebäudes. Hier war mir alles wohl bekannt und ich brauchte keinen Führer mehr. Es ging die tadellose Steintreppe hinauf, durch den langen, weißgetünchten Korridor, mit den Türen auf beiden Seiten, an den sich der niedrige Vorgang angeschlossen, welcher nach dem chemischen Laboratorium führte.

In dem großen Saal, den wir betraten, waren sämtliche Tische mit Retorten, Reagensgläsern und kleinen Weingeistlampen besetzt, während rings an den Wänden und überhaupt, wohin man blickte, Flaschen von allen Größen und Formen umherstanden. Wir dachten zuerst, der Raum sei leer, bis wir an dem andern Ende einen jungen Mann gewahrten, der, in seine Beobachtungen versunken, über einen Tisch gebeugt da saß. Beim Schall unserer Fußtritte blickte er von seinem Experiment auf und sprang mit einem Freudenruf in die Höhe. „Victoria, Victoria“, jubelte er, und kam uns, mit der Retorte in der Hand, entgegen. „Ich habe das Reagens gefunden, das sich mit Hämoglobin zu einem Niederschlag verbindet und sonst mit keinem Stoff.“

Er sah so glückselig aus, als hätte er eine Goldmine entdeckt.

„Mein Freund, Doktor Watson — Herr Sherlock Holmes“, sagte Stamford, uns einander vorstellend.

„Sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen“, erwiderte Holmes in herzlichem Ton und mit kräftigem Händedruck. „Sie kommen aus Afghanistan, wie ich sehe.“

Ich blickte ihn verwundert an. „Wieso wissen Sie das denn?“

„O, das tut nichts zur Sache“, rief er, sich vergnügt die Hände reibend; „ich denke jetzt nur an Hämoglobin. Sicherlich werden Sie die Tragweite meiner Erfindung begreifen.“

„Es mag wohl als chemisches Experiment sehr interessant sein, aber für die Praxis —“

„Gerade in der Praxis ist es von größter Wichtigkeit für die Gerichtsmedizin, weil es dazu dient, das etwaige Vorhandensein von Blutsleden zu beweisen. — Bitte, kommen Sie doch einmal her.“ In seinem Eifer ergriff er meinen Rockärmel und zog mich nach dem Tische hin, an welchem er experimentiert hatte. „Wir müssen etwas frisches Blut haben“, sagte er und stach sich mit einer großen Stopfnadel in den Finger, worauf er das herabtropfende Blut in einem Saugröhrchen auffing. „Jetzt mische ich diese kleine Blutmenge mit einem Liter Wasser — das Verhältnis ist etwa wie eins zu einer Million — und die Flüssigkeit sieht ganz aus wie reines Wasser. Trotzdem wird sich, denke ich, die gewünschte Reaktion herstellen lassen.“ Er hatte, während er sprach, einige weiße Kristalle in das Gefäß geworfen und gab jetzt noch mehrere Tropfen einer durchsichtigen Flüssigkeit hinzu. — Sofort nahm das Wasser eine dunkle Färbung an und ein bräunlicher Niederschlag erschien auf dem Boden des Glases.

„Sehen Sie“, rief er und klatschte in die Hände, wie ein Kind vor Freude über ein neues Spielzeug. „Was sagen Sie dazu?“

„Es scheint mir ein sehr gelungenes Experiment.“

„Wundervoll, wunderbar! Die alte Methode, die Probe mit Guajacum anzustellen, war sehr umständlich und unsicher, die mikroskopische Untersuchung der Blutfärbung aber — wertlos, sobald die Fleden ein paar Stunden alt sind. Meine Erfindung wird sich dagegen ebenso gut bei altem wie bei jungem Blut bewähren. Wäre sie schon früher gemacht worden, so hätte man Hunderte von Verbrechern zur Rechenschaft ziehen können, die straflos davon gekommen sind.“

„Meinen Sie wirklich?“

„Ohne Frage. Bei der Kriminaljustiz droht sich ja meist alles um diesen einen Punkt. Vielleicht Monate, nachdem die Missetat begangen ist, fällt der Verdacht auf einen Menschen, man untersucht seine Kleider und findet braune Fleden am Rock oder in der Wäsche. Das können Blutspuren sein, aber auch Rostfleden, Obstfleden oder Schmutzfleden. Mancher Sachverständige hat sich darüber schon den Kopf zerbrochen und zwar bloß, weil es an einer zuverlässigen Beweisethode fehlte. Nun man aber das Sherlock Holmes'sche Mittel besitzt, ist jede Schwierigkeit beseitigt.“

Seine Augen funkelten, während er sprach, er legte die Hand aufs Herz und machte eine feierliche Verbeknung, als sähe er sich im Geiste einer Weisheit klatschenden Menge gegenüber.

„Da kann man Ihnen ja Glück wünschen“, sagte ich, verwundert über seinen Feuereifer.

„Hätte man die Probe schon letztes Jahr anstellen können“, fuhr er fort, „es wäre dem Majon aus Bradford sicherlich an den Hals gegangen; auch der berüchtigte Müller, sowie Lesèvre aus Montpellier und Samson aus New-Orleans wären überführt worden. Ich könnte Ihnen Dutzende von Fällen nennen, bei denen meine Erfindung den Ausschlag gegeben hätte.“

„Sie scheinen ja ein wandelnder Verbrecheralmanach zu sein“, meinte Stamford lachend; „schreiben Sie doch ein Buch über Kriminalstatistik.“

„Das möchte wohl des Lesens wert sein“, erwiderte Holmes, der sich eben ein Wisstuch auf den verwundeten Finger klebte. „Ich muß sehr vorsichtig sein“, fügte er erklärend hinzu, „denn ich mache mir viel mit Giften zu schaffen.“ Als er die Hand in die Höhe hielt, sah ich, daß sie an vielen Stellen bepfältert war und von scharfen Säuren geätzt.

„Wir kommen in Geschäften“, sagte Stamford, und schob mir einen dreibeinigen Schemel zum Sitzen hin, während er ebenfalls Platz nahm. „Mein Freund hier sucht eine Wohnung, und da Sie gern mit jemand zusammenziehen möchten, dachte ich, es wäre Ihnen, vielleicht beiden, gebohen.“

Sherlock Holmes ging mit Freuden auf den Vorschlag ein. „Ich habe ein Auge des Wohlgefallens auf ein Quartier in der Vater-Strasse geworfen, das vortrefflich für uns passen würde“, sagte er. „Sie haben doch nicht etwa eine Abneigung gegen Tabakdampf?“

„O nein, ich bin selbst ein starker Raucher.“

„Das trifft sich gut. Ferner habe ich häufig Chemikalien bei mir herumstehen, die ich zu meinen Experimenten brauche. Würde Sie das belästigen?“

„Durchaus nicht.“

(Fortsetzung folgt.)

Karl Schipper, Hofphotograph, Rheinstr. 31.
Erstklassige Arbeiten. — Mässige Preise. 5669

Denkspruch.

Zehn Stunden braucht der schlaue Teufel,
Zu überreden einen Mann;
Das Weib jedoch in einer Stunde
Der Männer zehn befordern kann.

Russisches Sprichwort.



Falsches Gold.

Novellette von Reinhold Drimann.

(Nachdruck verboten.)

Unmutig warf Kurt Woffram Pinsel und Palette zur Seite, und während er sich erschöpft auf einen Stuhl sinken ließ, starrte er mit finster zusammengezogenen Brauen auf das Bild, dessen Leinwand die eine Seite des Ateliers beinahe vollständig ausfüllte. Es stellte die Göttin der Barmherzigkeit dar, wie sie Armen und Kranken aus einer fließenden Quelle den Labetrunk reicht: von der einen Seite drängten sich Sieche und Glende aller Altersstufen an sie heran, während sich auf der anderen die Gefährten und Genesenen voll neu geschenkter Lebenskraft entfernten. Die Göttin selbst und die Gesunden waren in Linien und Farbengebung erst flüchtig angedeutet, während der Hintergrund, eine heitere, blumenreiche Landschaft, und die Gruppe der Kranken bereits ausgeführt waren.

Die Komposition war großartig und monumental, die Frühlingslandschaft mit ihren leuchtend hellen Wiesenblumen ganz meisterlich. Nicht das aber sah der junge Maler — er sah nur die gewaltigen Schwächen, die in den ausgeführten Figuren zutage traten. Das waren keine verzweifeltsten Glenden, die eine letzte Hoffnung aufgerafft hat — viel eher mußten sie ihn an wie eine Anzahl von Herren und Damen der guten Gesellschaft, die in armeligen Gewändern ein lebendes Bild stellten. Als er sich heute morgen an die Arbeit gemacht hatte, war ihm dieser Fehler mehr denn je zum Bewußtsein gekommen, und er hatte sich verzweifelt bemüht, einen anderen Ausdruck in die Gesichter zu legen. Aber was er dabei zustande gebracht, waren viel mehr Karikaturen als lebenswahre Gestalten.

Er konnte sich eben nicht mehr hineinsetzen in die Seele derer, die Hunger und Krankheit zur äußersten Verzweiflung getrieben haben. Seit Jahren nun malte er Porträts, und er war dabei mit nichts anderem in Berührung gekommen als mit fatter Wohlhabenheit. Er stammte aus armen Verhältnissen und hatte lange Zeit alle Bitternisse der Armut kosten müssen; da hatte er den Lockungen des Goldes nicht widerstehen können, das ihm seine Arbeit eintrug — ohne sich an die warnenden Stimmen der Kritik und wohlmeinender Freunde zu kehren, war er fortgefahren, Herren und Damen mit schönen Augen und glatten Gesichtern zu malen, obwohl er wußte, daß es auf Kosten seiner künstlerischen Fähigkeiten geschah. Kontinuierter war er freilich dabei geworden, und seine Bilder entzückten das Publikum heute mehr denn je; in ihm selbst aber war die Unzufriedenheit mit seinem Schaffen gewachsen, wie sein äußerlicher Wohlstand wuchs. Da war ihm der Auftrag geworden, ein großes Gemälde für ein neues Krankenhaus zu schaffen, das wohlthätige Reiche den Armen und Unbemittelten errichteten. Und er hatte diesen Auftrag mit Freude ergriffen, weil er hoffte, sich durch diese Arbeit aus der bisherigen Art seines Schaffens herauszureißen.

Und er wollte diese Hoffnung noch immer nicht aufgeben — wollte nicht daran glauben, daß er sich als Künstler schon verdorben hatte. Wie? — vor fünf Jahren noch hatte er ja doch Bilder geschaffen, die die Kritik rückhaltlos anerkannte. Und jetzt, nach diesem kurzen Zeitraum, sollte er nicht mehr dazu imstande sein? Nur, weil er damals in einer armeligen Bodenkammer hauste, die er in höchster Annäherung Atelier nannte — und weil er heute von Luxus und Bequemlichkeit umgeben war? — Freilich — damals hatte ihn auch etwas anderes zu höchsten Leistungen angepörrt — eine reine und große Liebe. Und er hatte dies helle Feuer erlöschen lassen in seiner Brust, als das goldene Glück gekommen war. Aber eben weil es so rasch erloschen war, ohne etwas anderes als einen häßlichen Rückstand von Reue und gelegentlichen Selbstvorwürfen zu hinter-

lassen, meinte er, ihm keine so übergroße Bedeutung beilegen zu müssen.

Heute aber, vor seinem verunglückten Bilde, erschienen ihm diese rauschenden Vergnügen, denen er sich mit ganzer Seele hingegeben hatte, mit einem Mal merkwürdig schal und leer. Und er hatte ein seltsames Verlangen, wieder Fühlung zu gewinnen mit jener Welt der Armut und äußeren Dürftigkeit, in der er sich so unglücklich gefühlt hatte und innerlich doch so reich gewesen war.

Ein bekannter Maler hatte ihm einmal davon gesprochen, wieviel interessante Gestalten, welche Fülle eigenartiger Physiognomien er bei Besuchen im Pfandhaus, die er zu Studienzwecken unternommen, angetroffen habe, und wie viele Anregungen er dort empfangen. Daran erinnerte sich Kurt Woffram jetzt. Und so entschloß er sich, das städtische Versteigerungsamt aufzusuchen.

Er klebete sich möglichst einfach an, um an jenem Ort nicht aufzufallen, und steckte einen ziemlich wertlosen Ring zu sich, den er „versehen“ wollte. Er lächelte unwillkürlich bei diesem Gedanken, aber mit leiser Wehmut gedachte er jener Zeit, da er froh gewesen wäre, hätte er nur noch etwas zum Versehen gehabt.

Eine dumpfe, modrige Luft, die ihm leise Uebelkeit verursachte, schlug ihm entgegen, als er die niedrigen und schmucklosen Räume des Pfandamtes betrat. Alte Weiber mit knochigen, harten Gesichtern, die ihn aus stumpfen, glanzlosen Augen neugierig musterten, saßen da auf Bänken stridend und häselnd herum — Pfandvermittlerinnen, die den Leuten gegen geringes Entgelt das peinliche Geschäft des Verleghens abnahmen. Dazwischen standen oder saßen Leute der verschiedensten Art und aus den verschiedensten Gesellschaftsklassen herum: zwei Studenten, die durchaus nicht geniert, aber sehr gelangweilt aussahen, ein uralter Dienstmann, der beständig mit dem Einschlafen kämpfte, arme Weiber, abgezehrt und elend — wahrlich, an Gestalten, die Armut und Hunger verkörperten, fehlte es hier nicht. Kurt Woffram fühlte sich innerlich abgestoßen durch den zutage tretenden Schmutz, — aber er zwang sich zum Bleiben. Wie die anderen trat er an einen der Schalter, schob achtlos den Ring hin und nahm eine Nummer dafür in Empfang.

Er mußte nun warten, bis diese Nummer aufgerufen werden würde. In eine Nische gedrückt, stand er und beobachtete die Gesichtszüge der Leute, die aus- und eingingen. Plötzlich aber fuhr er aus seiner nachlässigen Stellung auf, als habe ihn ein heimtückischer Schlag getroffen. Zeichenlaß starrte er auf die schlante Mädchengestalt, die sich da in gedrückter Haltung durch die Tür geschoben hatte. Ein dichter Schleier bedeckte ihr Gesicht, dessen marmorne Blässe zwischen den Maschen des dunklen Gewebes hervorleuchtete — aber er war nicht dicht genug, als daß er die Schönheit seiner Trägerin hätte verbergen können. Langsam ging das Mädchen an die Schranke, ohne den Blick vom Boden zu erheben; der junge Maler aber trat vor, als wäre er gesonnen, sie anzureden.

Aber er blieb dann doch schwer atmend stehen. Er sah, wie sie irgend etwas dem Beamten hinschob, ohne darauf zu achten, was es war; einen Augenblick später aber hörte er die gleichgültige Stimme des Mannes sagen: „Darauf können wir nichts geben, Fräulein. Das Gold ist nicht echt.“

Für die Dauer eines Atemzuges stockte dem jungen Maler der Herzschlag. Nun wußte er mit voller Gewißheit, wessen sie sich hatte entäußern wollen — daß es ein kleines, goldnes Kreuzchen war — ein Kreuz von falschem Golde. Er sah, wie über ihre Gestalt bei den Worten des Beamten ein Zittern ging, und wie sie mit bebender Hand den Schmutz zurücknahm. Dann aber verließ er mit raschen Schritten den Raum, darin er zu ersticken vermeinte. Unten auf der Straße atmete er ein paarmal tief auf, und vor der Tür blieb er stehen, um auf sie zu warten.

Sie schrie unwillkürlich leise auf, als sie ihn so unverwartet vor sich sah. In leidenschaftlicher Erregung stieß er hervor:

„Wie konntest du das tun, Martha! — Ich war da oben. Das — gerade das! — Das einzige, was du von mir hattest —“ Sie richtete sich höher auf. Ruhig und fest erwiderte sie:

„Ich habe für drei unmündige Geschwister zu sorgen.“

Und dann — was du mir gegeben hast, Kurt, war ja — falsches Gold.“

Verwirrt sah er sie an und eine heiße Rote färbte sein Gesicht. Erst jetzt gewahrte er, wie dunkel die Schatten unter ihren Augen waren — und dann sah er, wie diesen herrlichen Augen zwei große, schwere Tränen entrollten.

Und ehe sie es hatte verhindern können, hatte er ihre Rechte genommen und seine brennenden Lippen darauf gepreßt. Jetzt wollte er sie nicht wieder lassen. Sie mußte sein werden für alle Zeit. Als er sich wieder aufrichtete, war in seinen Augen ein heller Glanz. Tiefenst aber sagte er:

„Rein, Martha — es war echtes Gold. Echt vielleicht nicht für die kurzichtigen Augen des Mannes da drinnen — echt aber für uns. Willst du versuchen, noch einmal daran zu glauben?“

Bang sah sie ihm in die Augen. Aber was sie darin las, mußte ihre Seele wohl mit neuem Glückshoffen füllen. Und leise flüsterte sie:

„Ich will!“



Letzte Worte. Aus einer Sammlung von letzten Worten von Sterbenden, die Leo Clartie sammelte, seien einige charakteristische Beispiele hervorgehoben. Als Kaiser Augustus seine letzte Stunde nahen spürte, ließ er sich einen Spiegel reichen, das Haar ordnen und wandte sich lachend an seine Freunde: „Bin ich ein guter Schauspieler?“ Als Kantippe den nahen unschuldigen Tod ihres sterbenden Gatten beklagte, wandte sich Sokrates noch einmal zu ihr: „Hättest du es denn vorgezogen, wenn ich schuldig stürbe?“ Den sterbenden Diogenes fragte ein Nachbar: „Da du nun keinen hast, der dich bedient, wer soll dich nach deinem Tode begraben?“ „Derjenige, der mein Haus kaufen wird,“ sagte der Weise kühl und kug. Die Ironie kommt bei manchem noch in letzter Stunde zum Vort und wirft in solchem Moment ein helles Schlaglicht auf den Charakter. Nabelais ließ auch auf dem Sterbebette nicht vom Spott. „Ich habe keinerlei Wertgegenstände, ich bin viel schuldig; ich gebe den Rest den Armen.“ Dann brach er in ein Gelächter aus und sprach die Worte: „Laßt den Vorhang herab, die Komödie ist zu Ende.“ Die eleganten Menschen des 18. Jahrhunderts verleugneten sich auch in der Todesstunde nicht. Die letzte Sorge der Prinzessin von Talmont war, daß man sie ja in einer Robe in Blau und Silber bestatte und daß man ihr Rot auflege. Und die Madame du Deffand sagte zu der Madame de Choiseul: „Ja, wenn wir uns in Dampf auflösen, so wollte ich mir diese Art der Vernichtung gefallen lassen, aber das Begrabenwerden kann ich nicht aushalten. . . . Ach, psui! Sprechen wir von etwas anderem.“ Ob wohl jemand „dies andere“ in so ernster Stunde zu sprechen wußte?

Humor.

Zu spät. „Haben Sie Kinder?“ fragte der Hauswirt. „Ja,“ sagte der künftige Mieter feierlich, „sechs — alle auf dem Friedhof.“ „Ihnen ist wohl?“ tröstete der Wirt und füllte den Mietsvertrag aus. — Nach längerer Zeit kommen die Kinder vom Friedhof zurück, wohin man sie zu einer Bestattung beim Gärtner geschickt hatte; doch jetzt war es zu spät, den Kontrakt rückgängig zu machen.

Gewissenhaft. Gendarm (zu einem Verunglückten): „Antworten Sie schnell, ehe es zu spät ist: Haben Sie gebient? Wo war Ihre frühere Wohnung? Ihr Beruf? Sind Sie geimpft?“

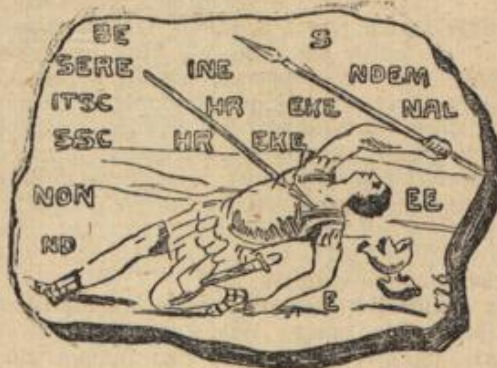
Rätsel und Aufgaben.

Kreuzrätsel.

1	2
3	4
5	6
7	8

- 1 2 — Bezeichnung für Biyche
3 4 — Blume art
5 6 — Nachschampänger
7 8 — Fluß in Deutschland
6 4 — Hausgerät
3 6 — Kleidungsstück
2 4 — Fach des Elementarunterrichts
5 2 — Baum
2 8 — Tierisches Produkt
2 5 — Stadt in Ostfriesland
2 7 — Knabenname
1 3 4 — Wasserpflanzen
1 4 — Stadt in Braunschweig.

Rätselhafte Inschrift.



Auflösungen der Rätsel aus letzter Sonntagsnummer.

Defizit-Aufgabe.

- | | |
|------------|----------------|
| Klassenhaß | Erbsienstrauch |
| Alsenburg | Rosenberg |
| Nasenbein | Eisenbein |
| Trusenheim | Echsenkopf |
| Eisenberg | Nasenbär |
| Niesenkind | Nachsendung |
| Dusenbach | Essenzen |

Kinder der Sonne.

(Maxim Gorki).

Silbenrätsel.

Aster, Muster, Fenster — Auge, Kiege, Brügge — Igel, Gurgel, Engel — Mitter, Alter, Butter — Gurken, Laken, Aken — Nebel, Zwiebel, Sebel — Uller, Böller, Eller — Nase, Wiese, Ise — Meime, Dame Urne — Selma, Lama, Enima — Bruder, Eider, Reider.

Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

(Goethe.)

Rebus.

Leere Lehren stehen aufrecht.

Beschwerden

über unregelmäßige Zustellung des Blattes bitten wir in unserer Geschäftsstelle **Mauritiusstraße 8** zu melden.
„Wiesbadener General-Anzeiger.“



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Nachdruck verboten.)

Zu viel verlangt.



„Komm, kleiner Käfer, laß uns einen Walzer tanzen.“
 „Aber ich bitte Sie, was wollen's denn tanzen? Sein's
 doch froh, daß Sie einigermaßen die Balance haben.“



Wahrheit.

Ein Großmaul gibt im Ernstfalle Klein bei.

Metamorphose.



Gast: „Früher hieß Ihr Gasthof doch ‚Zum Lamm‘,
 warum jetzt mit einemmale ‚Zum Drachen‘?“
 Wirt: „Ich habe mich inzwischen verheiratet!“



Feste Caxe.

Köchin: „So schwöre mir, daß Du mich liebst.“
 Soldat: „Unter einen ganzen Schinken schwör ich — ntel!“

Gehen Sie meine Herren, ich bin nicht abergläubisch, und uff's Kartenlegen soll man eigentlich doch ooch nisch geben, aber was mir in die Beziehung passiert ist, das lassen Sie sich mal erzählen:

Eines Morgens sagt meine Ollie beim Kaffee zu mir: „Nee, weichte August — sagt sie — ich hatte Dir doch die Nacht einen merkwürdigen Traum, wenn der man nisch zu bedeuten hat!“

„Ach was — brummte ich — Träume sind Schäume! An so was gloobt keen vernünftiger Mensch nich, aber erzähle doch mal!“ Na, nu setzte sie mir ooch richtig die ganze Geschichte haarklein auseinander; zuerst hatte sie einen furchtbaren Donner gehört, dann war ihr so 'ne Seerjungfrau, wie wir sie mal uff die Hasenheide in 'ner Bude gesehen hatten, erschienen, die hatte ihr mit den kleinen Finger jehwinten und ihr eine Menge bis oben ran mit Zwanzigmarkstücke gefüllte Säcke gezeigt, gerade, als meine Ollie zugreifen wollte, wachte sie uff! — Na, meine Herren, merkwürdig war der Traum, und ich machte meiner Niele die größten Vorwürfe, det sie ihn nicht ausgeträumt hatte! Die Säcke mit die Goldstücke wollten uns nu jar nich mehr aus'm Stopp, und meine Ollie ging nu zu 'ne Nachbarin rum, die alle Tage als „Genormand wunderbar!“ in'n „Lokal-Anzeiger“ mit „Sprechstunde“ stand. Vor dreißig Pfennige versprach die ihr nu, nachdem sie sogar noch die Karten gelegt hatte, eine große Millionen-Erbchaft weit über's Meer! „Wissen Sie — meinte die kluge Frau — nich bloß Geld liegt Ihnen in'n Schoß, nee, ooch sogar Menschen, Dienerschaft, Wagen und Pferde werden Ihnen angeboten werden!“ Meine Niele war nu natürlich ganz weg! „Weichte August — sagte sie — woher det allens kommen kann?“

„Nee — sagte ich — keene blasse Ahnung!“

„Aber Mann — rief sie da — denke doch bloß an Deinen Vetter Frihe, der vor fünfzehn Jahren mit's Schiff nach Mexiko jing!“ „Sahaha — mußte ich nu lachen — der? Der war ja arm wie eine Kirchenmaus, und außerdem haben wir ja auch nie wieder was von dem Bengel gehört.“ „Na eben d'rum — unterbrach mir Niele — der kann ja während die Jahre in das große Ausland steinreich jehworden sind; man liest ja so was immer in die dicksten Bücher! Eigentlich waren wir ooch nie sehr jut gegen ihn! Du hättest Dir doch ooch öfter 'mal nach ihm erkundigen können!“ — „Na, was soll ich Ihnen sagen, meine Herren, nachdem ich mit meine Ollie noch eine Zeit lang hin und her jehdiskutiert habe, einigten wir uns, durch meinen ollen Freund Giller, wat een tüchtiger Volks-Anwalt ist, mal in Konstantinopel jründlich wejen meinen Vetter und seinen Verbleib anfragen zu lassen. — Die ganze nächste Zeit war meine Gehälste jar nich mehr wie zurechnungsfähig; immer malte sie sich schon aus, wie sie sich nu erst mang die Millionen benehmen würde; schließlich mußte ich ihr ooch noch — vor alle Fälle

— ein neues Kleid und zwei Hüte bestellen, damit sie den Abgesandten aus Mexiko, der doch alle Tage mit det velle Geld kommen mußte, ooch würdig empfangen konnte. Selbstredend ließ ich mir ooch sofort einen feinen schwarzen Gehrock bauen, um nich gegen meine Ollie vor den noblen Terken abzustehen. Merkwürdig: Kammgarn sollte es sind und den ganzen Tag mußte ich bürsten! — Ein Tag verging nach dem anderen, eine Woche nach die andere, mein Freund Giller holte sich uff die Millionen-Erbchaft eenen Vorstoß nach dem anderen. Wir lebten schon wie im Fieber. Meine Niele lief den ganzen Tag mit dem Migränestift vor 'ne Mark rum, und beinahe hätte es ooch das scheenste Unglück damit gegeben, weil mein Alex, wat een so'n bisken naschhaftiges Kind ist, das Ding für'n Pfeffermünzplätzchen hielt und uffsnabbern wollte! Na, das teure Kind wurde durch einen noch teureren Doktor jeretet! — Lange hätten wir nu die Ungewißheit nicht mehr ausgehalten und richtig kam ooch endlich mein Freund, der Volksanwalt, glückstrahlend an. Er hatte endlich eine Nachricht bekommen. Mein Vetter Frihe war vor einiger Zeit am Hitzschlag gestorben und hatte einen Brief an uns hinterlassen, der nu erst jetzt in unsere Hände jelangte. „Giller, gib mich den Brief, es is det Testament!“ sagte ich, aber mir kam ein Schwindel an, ich konnte ihn nicht öffnen. „Niele — sagte ich und jab ihr den schon ganz vergilbten Brief — „lies Du!“ und richtig, zitternd vor Erregung machte Niele das Auber uff, dann las sie eenen Romang, und denn fiel sie mit eenem lauten Uffschrei uff unsern juten Fofösch. „Hurreeh, die Freunde hat ihr verrückt jemacht!“ — schrie ich — „Giller, Mensch, Vintsanwalt, wir sind Millioneer! Da, lies Du!“ Giller hob den Zettel uff, der uff den Boden jefallen war und las mit lauter Stimme vor: Meine lieben Verwandten!

Wenn Ihr Euch auch nie nach mir erkundigt habt, so will ich doch nicht gleiches mit gleichem vergelten. Nach meinem Tode soll man sich Mühe geben, Eure genaue Adresse zu ermitteln, um Euch diese Zeilen zuzustellen.

Große Reichthümer vermache ich Euch . . . nicht, weil ich leider keine erwarb, aber ich bin Mormone geworden und hinterlasse sechs Frauen und vier- undzwanzig, meist unerzogene Kinder, die ich dringend Eurer pekuniären Unterstützung empfehle; gern würden alle (inklusive Schwiegermütter) auf Wunsch nach Berlin kommen, um mit Euch eine glückliche Familie zu bilden! Sendet ihnen nur das Reise-geld! — — —

Weiter ließ ich Giller'n nicht lesen! — Na, meine Herren, lange Zeit dauerte es, bis wir uns von dem Rein-fall und die jehabten Unkosten erholtent! Kommt mir meine Niele aber noch 'mal mit Träume oder mit's Kartenlegen, denn sage ich bloß: „Denke an die Millionen-Erbchaft!“

Sei Bäckdchen had ä jed's zu dragen.

(Sächsisch.)

Off Arden gibbd's gee ganzes Glick;
 Drum soll mer and're nich beneiden.
 Zufrieden sei mid Deinem Schdick!
 Dann bisd De bei'n verschdänd'gen Leiten.
 Der Goosmann Marx hads mehrschde Gald,
 Doch heerd mer Dagk fer Dagk ihn glagen;
 Sei aldes Leiden Schdock behäld:
 Sei Bäckdchen had ä jed's zu dragen.

Schmidt had wohl mid de bäsde Frau.
 Doch sein fast immer grank de Ginder.
 Gar viel verdiend Schramm an än'n „Bau“;
 Doch „dringd“ er wie ä Bärschdenbinder.
 Der Abbedehker heerd Sie schwär.
 Der Dockder had än'n schwachen Magen;
 Mit Gällnern had Mallehr der „Bär.“
 Sei Bäckdchen had ä jed's zu dragen.

Jinschbäckder'sch ham'män'neenz'gen Sohn;
 Doch had er'sch Pulver nich erfunden.
 Wärfsehrer Sänf grichd scheenen Lohn,
 Doch sein gezähld Sie seine Schdunden.
 Born wärd den Zank und Schdreid nich los;
 Glämm muss sich bis zu'n Dode blagen . . .
 Bei Miller'n sein de Schulden gross.
 Sei Bäckdchen had ä jed's zu dragen.

Otto Karl.

Spruch.

Was hohe Geister je der Menschheit gaben —
 Es dauert unvergänglich fort —
 Gleich wie am Wein wir uns noch laben,
 Wenn auch die Rebe längst verdorrt.

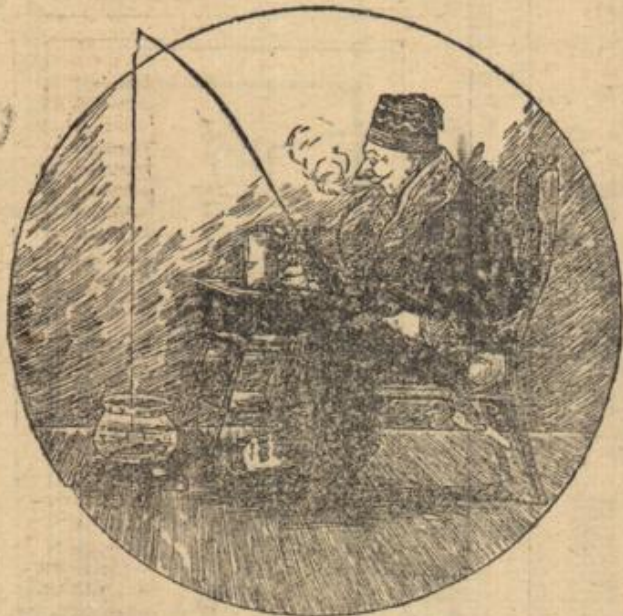
Unter Freundinnen.

„Denke Dir, liebe Rätthe, die boshafte Lene streut über-
 all aus, mein Buchs sei künstlich!“
 „Ach, Grete, wenn sie in Deiner Lage wäre, würde sie
 auch etwas nachhelfen!“

Harmonie.

„Ich glaube, das Verhältnis zwischen dem Professor Lehmann und seinen erwachsenen Töchtern, ist ein sehr harmonisches.“
„Gewiß! Er studiert den Mars, und sie die Marsföhne!“

Der leidenschaftliche Angler.



Wie sich der Rentier Fische! hilft, als er durch Krankheit an das Zimmer gefesselt ist.

Juristendeutsch.

Er erschien in Sachen seiner Braut vor Gericht, um dieselbe zu verteidigen.

Neues Wort.



Herr: „Das Neueste ist, daß der Baron die kleine Müller heiraten will!“
„Nicht möglich, das ist doch der reinste Stammbaum-frevel!“

Kein reiner Genuss.

„Machen Sie sich denn nichts aus dem Konzert in Vierlokalen?“
„Nein — denn mir ist jede Störung beim Trinken durchaus unangenehm!“

Kindermund.

„Als mir neulich der Regen mein neues Kleid verdarb, hätte ich vor Arger plagen mögen.“
Gänschen: „Gelt, Tante, das war gewiß ein Platz-regen?“



Großartig.



Reisender: „Ich möchte gern den Wirt sprechen!“
„Ja der ist leider nicht zu Haus!“
Reisender: „Ich wollte nämlich mit ihm wegen der Zigarrenlieferung unterhandeln, wollen Sie mich bitte empfehlen!“
„Na, ich werde tun, was in meinen Kräften steht!“



Späne.

Manche Frau ist so geizig, daß sie es bedauert, einem Manne das Leben geschenkt zu haben.



Nur von den Türmen echter Erfahrung kannst Du es zu echter Weltanschauung bringen.



Der volle Genuß ist dem versagt, der das Entbehren nicht kennt!

Zusammenhang.

— „Sie treten dem Verein der Wasserfreunde bei, Herr Franke?“
 — „Ja, meine Alte ist nämlich vor kurzem ertrunken...!“

Erklärt.

Vater (zum ersten Mal seinen studierenden Sohn besuchend): „Himmelfreuzsakrament, hier ist ja in jedem Haus 'ne Aneipe?“
 Student: „'s ist auch die Universitätsstraße.“

Ein modernes Weib von Weinsberg.



Chausseegelbeinnehmer: „Ja, was soll denn das heißen!“
 „Na, ich will bloß Chausseegeld für eene Person bezahlen!“

Ja so.

A.: „Ja, der Schmidt soll sich jetzt auch viel mit Dingen beschäftigen, die das Tageslicht zu scheuen haben.“
 B.: „Was Sie sagen! Ist er denn ein Verbrecher geworden?“
 A.: „Nein, nur Amateur-Photograph, und daher hat er jetzt viel in der Dunkelkammer zu tun!“

Immer zerstreut.

Frau: „Warum steckst Du Dir Watte in die Ohren?“
 Professor: „Es riecht hier so garstig.“

Ein netter Reparatur-Arbeiter.



„Wennst laßt mich machst, daß D' aufitimmst, Du Malefiz-Sauterl, Du drecketer — nachher werd' i' grob!“

Unmodern.

„Liebes Weibchen, was soll ich Dir zum Geburtstag schenken, ein Fahrrad, einen Brillantring, oder eine neue Kücheneinrichtung?“
 „Ich hätte am liebsten — eine neue Kücheneinrichtung!“

Kalter Strahl.



Der Sportfer (am Stammtisch): „Ja, wie gesagt, ich lege mich da in der Wüste schlafen, und als ich aufwache, sehe ich eine ganze Löwenfamilie vor mir! Ich aber fixiere sie scharf, und was glauben Sie wohl, daß die Bestien getan haben — — —“
 Förster: „Na, ausgelacht werden sie Sie haben.“

Kindermund.

Der kleine Rudi ist vier Jahre alt, hat aber schon ein stark ausgeprägtes Gefühl für Erlaubtes und Unerlaubtes. Mama nimmt ihn mit in das Theater zum Weihnachtsmärchen. Als nun auf der Bühne der Schuttmann dem Amor die Flügel abschneidet ruft Rudi laut und empört: „Darf denn der Schuttmann das?“

Glosse.

Mancher amüsiert sich in Gesellschaft mit niemand, aber über alle.

So ist's recht!

Ged.: „Und warum können Sie keinen Mann lieben, meine Gnädige?“
 „Weil ich schon einen habe!“